

Richard Yates
Eine besondere Vorsehung

RICHARD YATES

Eine besondere
Vorsehung

ROMAN

Aus dem Englischen von
Anette Grube

Deutsche Verlags-Anstalt

Für Martha

»Wir werden beherrscht von Mächten,
die wir vorgeben zu verstehen.«

W. H. AUDEN

PROLOG 1944

Samstags, nach der Inspektion und nachdem in der Schreibstube Urlaubsscheine ausgegeben worden waren, brach in Camp Pickett, Virginia, eine Stampede aus. Man konnte nach Lynchburg oder Richmond oder Washington, D. C., fahren, und so man willens war, neun Stunden Fahrt auf sich zu nehmen – fünf Stunden mit dem Bus und vier mit dem Zug –, schaffte man es bis nach New York.

An einem windigen Nachmittag im Herbst 1944 unternahm der Gefreite Robert J. Prentice die lange Fahrt allein. Er wurde zum Gewehrschützen ausgebildet, war achtzehn Jahre alt, und es schien ihm wichtig, weil es womöglich der letzte Urlaubsschein war, bevor er nach Übersee musste.

Abends, im hallenden Gewimmel der Penn Station, fühlte er sich verloren, bedrängt und benommen und bahnte sich einen Weg durch Heerscharen sich umarmender Paare: Männer, deren Uniformen irgendwie respekt einflößender wirkten als seine, Mädchen, deren Leidenschaft ein schrecklicher Vorwurf an seine Jugend war. Einmal ging er direkt auf ein Mädchen zu, das ihn in der Menschenmenge anblickte, ein schlankes, zierliches Mädchen mit langem braunem Haar, und als er sich ihr näherte, nahm ihr erhobenes Gesicht den schönsten Ausdruck der Wiedersehensfreude an, den er je gesehen hatte. Sie rührte sich nicht, doch ihre Augen füllten sich mit Tränen, und ihre Lippen öffneten sich auf eine Weise, dass ihm das Herz stehen blieb – o Gott, so von einem Mädchen angeschaut

zu werden, nur ein einziges Mal! –, und als sich ein Marinekorporal an ihm vorbeidrängte und sie in die Arme schloss, war er so fassungslos wie ein verschmähter Liebhaber.

Prentice wollte sie nicht anstarren, aber er konnte den Blick nicht von der Begrüßungsszene wenden: der lange Kuss, das Mädchen schmiegte sich an den Soldaten, um an seiner Schulter zu weinen, während ihre Hände sich an seinem Rücken festhielten, er hob sie hoch und drehte sich frohlockend im Kreis, beide lachten und sprachen und entfernten sich dann, kaum imstande zu gehen, weil sie sich aneinanderklammern mussten.

Er fühlte sich ganz schwach vor Neid, als er sich der U-Bahn zuwandte, und versuchte, es zu überspielen, indem er sein zerknittertes Schiffchen bis zur Augenbraue herabzog, und er hoffte, dass seine angespannte Miene und sein eiliger Gang andere vermuten ließen, auch ihm stünde ein so romantisches Willkommen wie dem Marinesoldaten bevor.

Aber die U-Bahn verleibte ihn nur den schmutzigen, komplizierten Eingeweiden einer Stadt ein, die er nie verstehen würde. Er war zögerlich wie ein Tourist, als es galt, die richtige Bahn zu nehmen; mit fasziniertem Abscheu schaute er in die bleichen nächtlichen Gesichter, die um ihn herumschwebten und -schwankten, und als er in die windgepeitschte Dunkelheit des Columbus Circle hinaus trat, ging er ein paar Schritte erst in die eine und dann in die andere Richtung und reckte den Hals, bis er sich orientiert hatte.

Er hatte die meiste Zeit seines Lebens in New York oder in der Nähe gelebt, aber kein Stadtteil, keine Straße hatte sich jemals wie sein Zuhause angefühlt: Er hatte in keinem Haus länger als ein Jahr gewohnt. Die Adresse, die jetzt in

seinen Unterlagen als Heimatadresse geführt wurde, war ein Gebäude ohne Aufzug in den West Fifties, ein dunkler Block jenseits der Eighth Avenue, und auf dem Weg dorthin versuchte er, zwischen den herumflatternden Zeitungen und den flackernden Barschildern ein Gefühl des Nachhausekommens heraufzubeschwören. Er drückte auf den Klingelknopf neben »Prentice« und hörte zur Antwort das erfreute Summen des Türöffners. Dann lief er durch die Gemüse-, Abfall- und Parfümgerüche hinauf und taumelte in die klammernden Arme seiner Mutter.

»Oh, Bobby«, sagte sie. Ihr gekräuseltes graues Haar reichte ihm kaum bis zu den Klappen seiner Brusttaschen, und sie war so zerbrechlich wie ein Spatz, doch die Kraft ihrer Liebe war so groß, dass er sich wie ein Boxer wappnen musste, um ihre Wucht abzufangen. »Du siehst wunderbar aus«, sagte sie. »Lass dich ansehen.« Und er ließ unangenehm berührt zu, dass sie ihn auf Armeslänge von sich weg hielt und betrachtete. »Mein Soldat«, sagte sie. »Mein großer wunderbarer Soldat.«

Und dann folgten die Fragen: Hatte er gegessen? War er schrecklich müde? Freute er sich, zu Hause zu sein?

»Oh, ich war so glücklich heute, weil ich gewusst habe, dass du kommst. Heute Morgen hat der alte Herman zu mir gesagt – du weißt schon, der hässliche kleine *Vorarbeiter*, von dem ich dir erzählt habe? In meiner schrecklichen *Arbeit*? Ich habe heute Morgen vor mich hin gesungen oder vielmehr gesummt, und er hat gesagt: ›Was haben *Sie* denn zu singen?‹ Und oho, ich habe ihm in die Augen geschaut – diesem furchtbaren, stinkenden kleinen Mann in seinem grauenhaften alten Unterhemd in dem grauenhaften Fabriklärm –, und ich habe gesagt: ›Ich habe guten Grund zu singen.‹ Ich habe gesagt: ›Mein *Sohn* kommt heute Abend

nach Hause, auf *Urlaub*.« Und sie ging durchs Zimmer, zerbrechlich und ungeschickt auf ihren abgelaufenen Absätzen und in ihrem schwarzen Kleid aus Kunstseide, das sie auf der Seite mit einer Sicherheitsnadel geschlossen hatte, und lachte über den Wortwechsel mit dem Vorarbeiter. »Mein *Sohn*«, sagte sie noch einmal, »kommt heute Abend nach Hause, auf *Urlaub*.«

»Also«, sagte er. »Es ist kein richtiger ›Urlaub‹, ich habe nur Ausgang.«

»Ausgang, ich weiß. *Ach*, es ist so schön, dich zu sehen. Ich sag dir was. Wie wär's mit einer heißen Tasse Kaffee, und du setzt dich hin und ruhst dich aus? Und ich mache mich fertig, und dann gehen wir essen. Wie wäre das?«

Während sie geschäftig zwischen Wohn- und Schlafzimmer hin- und herging und dabei noch immer redete, nippte er an dem bitteren, zu lange warm gehaltenen Kaffee, den sie ihm gebracht hatte, und schlenderte über den Teppich. Die ungepflegte Gemütlichkeit der Wohnung – überall lag Zigarettenasche und standen schäbige, wacklige Möbel unter schwachen Lampen – war ungewohnt nach der geschrubbten Symmetrie der Kaserne. Ebenso die Intimität und die Tatsache, dass an einer Wand ein schmaler langer Spiegel hing, in dem er zu seiner Überraschung sein eigenes, nackt wirkendes Gesicht über dem eintönig olivfarbenen Torso mit den Messingknöpfen sah. Er nahm dramatisch Habachtstellung ein, und dann, nachdem er sich umgeschaut und vergewissert hatte, dass sie im Schlafzimmer war, flüsterte er sich die Befehle zu und spielte eine Reihe von Exerzierhaltungen durch. Rechts um, links um, Kehrtwende, salutieren, rührt euch. In der Rührt-euch-Stellung bemerkte er, dass sie einen Lippenstiftfleck auf seiner Uniform hinterlassen hatte.

»So«, sagte sie. »Jetzt bin ich fertig. Wie sehe ich aus? Bin ich hübsch genug, um mit einem schmucken Soldaten auszugehen?«

»Gut«, sagte er. »Du siehst gut aus.« Und sie sah tatsächlich besser aus, trotz der Puderreste auf ihrem Oberteil. Sie hatte die seitliche Öffnung ihres Kleides geschlossen und sich sorgfältig gekämmt.

Als sie die Wohnung verließen, fiel ihm auf, wie sie sich vorbeugte und blinzelte, um den Weg nach unten zu sehen – ihre Augen wurden schlechter –, und auf der Straße, wo sie sich an seinen Arm hängte, wirkte sie sehr alt und langsam. An der ersten Kreuzung krümmte sie sich und eilte ängstlich weiter, klammerte sich an seinen Arm, bis sie sicher auf der anderen Seite waren. Sie hatte Angst vor Autos und neigte dazu, ihre Gefährlichkeit zu übertreiben: Sie schien zu glauben, dass einer oder alle der mit laufendem Motor wartenden Wagen auch bei Rot einen Satz nach vorn machen könnten – mit Mordgedanken im Herzen.

Sie gingen zu Childs am Columbus Circle. »Ist es nicht komisch?«, sagte sie. »Ich habe die Childs Restaurants immer für schrecklich gehalten, aber das hier ist das einzig anständige in der Gegend – alle anderen sind fürchterlich teuer –, und ich finde es ganz nett, du nicht auch?«

Sie tranken zuerst einen Manhattan, weil sie darauf bestand, dass sie richtig feiern sollten, und dann, nachdem sie die Speisekarte studiert hatten, um sich zu vergewissern, ob sie ihn sich auch wirklich leisten konnten, wenn sie die Kosten für das Essen auf Hähnchenkroketten reduzierten, bestellten sie einen zweiten. Er wollte ihn nicht wirklich – von der schweren Süße drohte ihm übel zu werden –, aber er trank ihn dennoch und versuchte, sich auf seinem Stuhl zu entspannen.

Mittlerweile monologisierte sie unermüdlich mit volltönender Stimme. »Ach, und rate mal, wen ich neulich im Bus getroffen habe! Harriet Baker! Erinnerst du dich noch an das Jahr, als wir in der Charles Street gewohnt haben? Und du mit den Baker-Brüdern gespielt hast? Sie sind jetzt beide bei der Marine, und Bill ist im Pazifik, stell dir vor. Erinnerst du dich noch an den Winter, als wir so fürchterlich pleite waren und Harriet und ich immer so grauenhafte Streitereien wegen Geld hatten? Das ist jetzt alles vergessen. Wir haben zusammen zu Abend gegessen und uns unheimlich nett unterhalten, sie wollte alles über dich wissen. Ach, und *rate mal*, was sie mir über die Engstroms erzählt hat! Erinnerst du dich an sie? Paul und Mary Engstrom, mit denen ich das Jahr damals so gut befreundet war? Sie haben uns in Scarsdale besucht, weißt du noch? Und in Riverside? Erinnerst du dich noch an das Jahr, als wir Weihnachten mit ihnen verbracht haben und so viel Spaß hatten?«

Und so ging es immer weiter, während er mit der Gabel die Hähnchenkroketten zerteilte und zur Antwort gab, was immer sie sich zu wünschen oder zu brauchen schien. Nach einer Weile hörte er gar nicht mehr zu. Seine Ohren nahmen nur noch das Heben und Senken ihrer Stimme auf, ihren komplizierten, vertrauten, endlosen Rhythmus, aber lange Erfahrung hatte ihn gelehrt, an den richtigen Stellen »O ja« oder »Natürlich« zu sagen.

Wovon sie sprach, war bedeutungslos, er wusste, was sie tatsächlich sagen wollte. Hilflös und vorsichtig, klein und müde und bestrebt zu gefallen, bat sie ihn, ihr zu bestätigen, dass ihr Leben nicht gescheitert war. Erinnerste er sich an die guten Zeiten? Erinnerste er sich an die vielen netten Leute, die sie gekannt hatten, und an die vielen auf interessante Weise unterschiedlichen Orte, an denen sie

gelebt hatten? Und was für Fehler auch immer sie gemacht haben mochte, wie ungerecht auch immer die Welt sie behandelt haben mochte, wusste er, wie sehr sie sich stets bemüht hatte? Wusste er, wie sehr sie ihn liebte? Und war ihm klar – trotz allem –, war ihm klar, was für eine bemerkenswerte, was für eine talentierte und tapfere Frau seine Mutter war?

O ja, o ja, natürlich wusste er das – das war die Botschaft seines Nickens und Lächelns und Murrens. Es war die Botschaft, die er ihr vermittelte, seitdem er sich erinnern konnte, und die meiste Zeit hatte er voll und ganz an sie geglaubt.

Weil sie wirklich bemerkenswert, talentiert und tapfer war. Wie sonst sollte man die Geschichte ihres Lebens erklären? Als um die Jahrhundertwende alle verschlafenen Kleinstädte in Indiana in provinzieller Ignoranz versunken waren und ein einfacher Kurzwarenhändler namens Amos Grumbauer in dieser Atmosphäre sechs gewöhnliche Töchter großgezogen hatte, war es da nicht bemerkenswert, dass seine siebte Tochter irgendwie eine Leidenschaft für Kunst und Eleganz und für die große ferne Welt von New York entwickelte? Ohne die Highschool abzuschließen, war sie eine der ersten Studentinnen gewesen, die sich an der Kunstakademie von Cincinnati eingeschrieben hatte, und wenige Jahre später war sie ganz allein in die Stadt ihrer Träume gegangen und hatte eine Anstellung als Modezeichnerin gefunden und nur gelegentlich Unterstützung von zu Hause gebraucht. Bewies das nicht, dass sie talentiert war, und bewies das nicht, dass sie tapfer war?

Ihr erster großer Fehler – und sie sagte später oft, sie würde nie begreifen, was in sie gefahren war –, hatte darin bestanden, einen Mann zu heiraten, der genauso gewöhnlich war wie ihr Vater in Indiana. O, George Pren-

tice mochte auf unauffällige Weise gut aussehend gewesen sein, er mochte sogar ein wenig schneidig gewesen sein mit seiner schönen Stimme als Amateursänger, seiner guten Kleidung und seinem Spesenkonto, aufgrund dessen er in manchen der besseren Flüsterkneipen ein gern gesehener Gast war. Unbestreitbar war zudem, dass eine junge Frau, die auf die vierunddreißig zuing, nicht mehr sehr viele ernst gemeinte Anträge zu erwarten hatte, und außerdem war er so standhaft, so ergeben, so willig, sie zu beschützen und für sie zu sorgen. Aber wie konnte sie so blind für die Langweiligkeit des Mannes gewesen sein? Wie hatte sie übersehen können, dass er ihr Talent für nichts weiter als ein bezauberndes kleines Hobby hielt, dass ihm bei den Gedichten von Edgar A. Guest Tränen in die Augen stiegen und dass es sein unaufhörlich diskutierter, größter Ehrgeiz im Leben war, zum stellvertretenden Leiter der Verkaufsabteilung einer so monströsen und vollkommen unverständlichen Organisation wie den Vereinigten Werkzeugen und Werkzeugmaschinen befördert zu werden?

Und als wäre das noch nicht genug, wie hätte sie oben-drein vorhersehen sollen, dass er, einmal verheiratet, immer mal wieder verschwinden und erst nach drei oder vier Tagen zurückkommen würde, nach Gin stinkend und mit Lippenstiftflecken auf dem Hemd?

Sie ließ sich mit achtunddreißig, drei Jahre nach der Geburt ihres einzigen Kindes, von ihm scheiden und brach auf, um eine Künstlerin von Rang zu werden – eine Bildhauerin. Sie ging mit ihrem Sohn für ein Jahr nach Paris, um zu studieren, aber das war 1929, und die Schrecken ökonomischer Not ließen sie schon nach gut sechs Monaten zurückkehren. Von da an war ihre Karriere als Künstlerin eine verzweifelte und immer wieder aufs Neue

vereitelte Anstrengung vor dem Hintergrund der Weltwirtschaftskrise, eine hysterische Odyssee, die, wie sie stets sagte, nur dank der »wunderbaren Gemeinschaft« mit ihrem kleinen Jungen erträglich war. Mit dem geringen Betrag an Unterhaltszahlungen, die George Prentice für sie und das Kind aufbringen konnte, lebten sie zuerst im ländlichen Connecticut, dann in Greenwich Village und danach in den Vororten in Westchester, wo sie ständig Ärger mit den Vermietern und den Lebensmittel- und Kohlenhändlern hatten und sich unter den bedrückend normalen Familien der Nachbarschaft nie wohlfühlten.

»Wir sind anders, Bobby«, erklärte sie, aber die Erklärung war nicht nötig. Wo immer sie lebten, er war stets der einzige neue Junge und der einzige arme Junge, der einzige Junge, bei dem es zu Hause nach Schimmel und Katzenkacke und Plastilin roch und wo statt eines Autos Statuen in der Garage standen, der einzige Junge, der keinen Vater hatte.

Aber er liebte sie auf romantische Weise und mit einem nahezu religiösen Glauben an ihre Tapferkeit und Güte. Wenn der Vermieter, der Lebensmittel- und der Kohlenhändler und George Prentice gegen sie waren, dann waren sie auch seine Feinde: Er würde ihr als Verbündeter und Verteidiger gegen den kruden und schikanösen Materialismus der Welt dienen. Er hätte gern auf jede nur erdenkliche Weise sein Leben für sie riskiert, das Problem war, dass andere, weniger dramatische Hilfe vonnöten war und nicht kam. Ein paar ihrer Skulpturen wurden bisweilen in Gruppenausstellungen gezeigt und sehr selten sogar für geringe Summen verkauft, aber diese vereinzelt Triumphe blieben unter dem wachsenden Druck der Not so gut wie unbemerkt.

»Schau mal, Alice«, sagte George Prentice anlässlich eines seiner seltenen und gefürchteten Besuchstage und zwang sich sichtlich, ruhig und vernünftig zu klingen. »Schau mal: Ich weiß, es ist wichtig, für den Jungen Opfer zu bringen – da bin ich deiner Meinung –, aber das ist einfach nicht realistisch. Es geht einfach nicht an, dass du an einem Ort wie diesem lebst und diese Rechnungen anhäufst. Du kannst nicht einfach so über deine *Verhältnisse* leben, Alice.«

»In Ordnung. Ich gebe die Bildhauerei auf. Ich ziehe in die *Bronx* und suche mir einen miesen kleinen Job in einem *Kaufhaus*. Ist es das, was du willst?«

»Nein, das will ich natürlich nicht. Ich bitte dich nur um ein bisschen Kooperation, ein bisschen Rücksicht – verdammt, Alice, ein bisschen Verantwortungsgefühl.«

»Verantwortung! Erzähl du *mir* nichts von Verantwortung...«

»Alice, könntest du leiser sprechen? Bevor du den Jungen noch aufweckst?«

Das Leben in den Vororten fand sein abruptes Ende mit beängstigenden Rechtsstreitigkeiten wegen unbezahlbarer Schulden, als er fast dreizehn war, und drei Jahre später, nach einer Reihe zunehmend billigerer Wohnungen in der Stadt, wandte sich Alice mit einer letzten Bitte an ihren Exmann. Sie wolle ihm nie wieder zur Last fallen, versprach sie ihm, wenn er nur damit einverstanden wäre, Bobbys Besuch einer, wie sie es nannte, guten Privatschule in Neu-England zu finanzieren.

»Ein *Internat*? Alice, hast du eine Ahnung, was solche Schulen kosten? Schau, wir wollen vernünftig sein. Wie stellst du dir vor, dass ich das College finanziere, wenn ich –«

»Ach, du weißt ganz genau, dass er erst in drei Jahren aufs College gehen wird. In drei Jahren kann *alles* passieren. Ich könnte in drei Jahren eine Einzelausstellung haben und ein *Vermögen* machen. Ich könnte in einem *halben* Jahr eine Einzelausstellung haben und ein Vermögen machen. Ja, ich weiß, du hast nie an mich geglaubt, aber zufälligerweise glauben eine ganze Menge anderer Leute an mich.«

»Ja, aber, Alice, hör zu. Bitte beherrsche dich.«

»Ha! Mich beherrschen. Mich *beherrschen* ...«

Die Schule, die sie auswählte, war nicht gerade eine gute, aber sie war die einzige, die ihn für die Hälfte des Schulgelds aufnahm, und dieser Sieg erfüllte sie mit Stolz.

Sein erstes Jahr dort – es war das Jahr von Pearl Harbor – war nahezu ausschließlich von Elend geprägt. Er vermisste seine Mutter und schämte sich dafür, er fühlte sich vollkommen fehl am Platz wegen seiner Ungeschicklichkeit beim Sport, seiner billigen Kleidung, bei der kein Stück zum anderen passte, und seines völligen Mangels an Taschengeld, und er meinte, nur überleben zu können, indem er den kleinen Klassenclown spielte. Das zweite Jahr war besser – er erlangte ein gewisses Prestige als Exzentriker und begann sich sogar den Ruf des Schulintellektuellen zu erwerben –, aber mitten in diesem zweiten Jahr brach George Prentice im Büro tot zusammen.

Es war ein verblüffendes Ereignis. Als er mit dem Zug zur Beerdigung nach Hause fuhr, wunderte er sich immer noch darüber, wie unkontrolliert seine Mutter am Telefon geweint hatte. Sie klang so unglücklich wie eine richtige Witwe, und am liebsten hätte er gesagt: »Was soll das, Mutter – sollen wir wirklich *weinen*, nur weil er gestorben ist?«

Und er war entsetzt über ihr Verhalten im Bestattungsinstitut. Stöhnend brach sie über den Blumenbouquets zusammen und platzierte einen langen, leidenschaftlichen Kuss auf dem wächsernen Gesicht des toten Mannes. Im Hintergrund dröhnte irgendwo ein Band mit Orgelmusik, und eine lange, ernste Reihe von Männern von Vereinigte Werkzeuge und Werkzeugmaschinen wartete darauf, ihren Respekt bezeugen zu können (er hatte den schrecklichen Verdacht, dass ihr theatralisches Getue für *sie* bestimmt war). Und obwohl sein erster Impuls war, so schnell wie möglich zu verschwinden, blieb er nach Beendigung ihres Auftritts eine Weile am Sarg stehen. Er blickte auf das unauffällige, stille Gesicht von George Prentice und versuchte, jedes Detail genau zu studieren, Abbitte zu leisten für die vielen Male, die er dem Mann nie richtig in die Augen geschaut hatte. Er durchkämmte sein Gedächtnis nach den unmerklichsten Spuren echter Zuneigung für diesen Mann (Geburtstagsgeschenke? Zirkusbesuche?) und nach dem schwächsten Schimmer einer Zeit, als dies der Mann in Gegenwart seines einzigen Kindes etwas anderes als Unbehagen und Enttäuschung empfunden hatte, aber vergeblich. Schließlich wandte er sich von der Leiche ab, nahm ihren Arm und blickte angewidert auf ihr weinendes Gesicht hinunter. Es war *ihre* Schuld. Sie hatte ihm den Vater und dem Vater den Sohn genommen, und jetzt war es zu spät.

Aber er begann sich bedrückt zu fragen, ob es nicht auch seine Schuld sein könnte, mehr sogar als ihre. Er hatte fast das Gefühl, den Mann mit seiner schrecklichen, unmenschlichen Gleichgültigkeit über die Jahre hinweg umgebracht zu haben. Und nun wollte er nur noch weg von dieser schluchzenden, zitternden alten Frau und zurück in die Schule, wo er darüber nachdenken könnte.

Und der Tod seines Vaters brachte einen weiteren, unmittelbaren Verlust mit sich: Sie hatten kein Geld mehr. Dessen war er sich nicht voll bewusst, bis er im folgenden Sommer nach Hause kam, nicht lange nachdem er siebzehn geworden war, und sie in einem billigen Hotelzimmer wohnte, im Rückstand mit den Mietzahlungen. Sie hatte ihre Skulpturen, und was von ihren Möbeln übrig war, eingelagert, und auch für die Einlagerungsmiete war sie mit den Zahlungen im Rückstand. Seit Monaten versuchte sie, sich nach zwanzigjähriger Pause erneut als Modezeichnerin zu etablieren, ohne jeglichen Erfolg. Sogar er sah, wie starr und angestrengt und hoffnungslos unverkäuflich ihre Zeichnungen waren, aber sie erklärte, dass alles nur eine Frage der richtigen Kontakte sei, und er war noch nicht einmal einen Tag bei ihr, als er herausfand, dass sie nicht genug zu essen hatte. Seit Wochen lebte sie von Dosensuppen und Fischkonserven.

»Schau mal«, sagte er und war sich nur dunkel bewusst, dass er wie der Geist von George Prentice klang. »Das ist nicht sehr sinnvoll. Mein Gott, dann werde *ich* mir eben irgendeinen Job suchen.«

Und er fing an, in einem Lagerhaus für Autoersatzteile zu arbeiten. Daraufhin zogen sie in eine möblierte Wohnung in den West Fifties, und die »wunderbare Gemeinschaft« trat in eine seltsame neue Phase.

Er fühlte sich männlich und angenehm proletarisch, wenn er abends in seiner Arbeitskluft nach Hause stapfte, und sah sich als den Protagonisten eines erbaulichen Films über den Kampf der Armen. »Herrgott, ich habe als Lagerarbeiter angefangen«, könnte er für den Rest seines Lebens sagen. »Musste mit der Schule aufhören und meine Mutter unterstützen, nachdem mein Dad gestorben war. Das waren ziemlich harte Zeiten.«

Das Problem war, dass seine Mutter sich weigerte, ihre Rolle in diesem Film zu spielen. Es war nicht zu leugnen, dass er sie unterstützte – am Zahntag stand sie manchmal mittags vor dem Lagerhaus, weil sie kein Geld fürs Mittagessen hatte –, aber niemand wäre darauf gekommen. Er gab die Hoffnung nicht auf, dass sie sich verhalten würde, wie er glaubte, dass sie sich verhalten sollte, wenn er nach Hause kam: wie eine demütige Witwe, die dankbar Fleisch und Kartoffeln für ihren müden Sohn zubereitete, sich mit einer Näharbeit setzte, kaum dass sie den Abwasch erledigt hatte, im Schein der Lampe seine Socken stopfte und vielleicht aufblickte und sich scheu erkundigte, ob er nicht mit einem netten Mädchen ausgehen wolle.

Und er wurde stets aufs Neue enttäuscht. Abend für Abend sprach sie von den Kontakten, die sie ganz bestimmt demnächst in der Modewelt knüpfen würde, und über das Vermögen, das sie mit Einzelausstellungen machen könnte, wenn sie nur ihre eingelagerten Skulpturen hätte, während das Essen aus der Dose auf dem Herd verbrannte.

Um sich von ihm bewundern zu lassen, posierte sie einmal in einem modischen neuen Kleid, für das sie über die Hälfte des wöchentlichen Haushaltsgeldes ausgegeben hatte, und als er nicht begeistert reagierte, erklärte sie, als würde sie mit einem geistig zurückgebliebenen Kind sprechen, dass niemand erwarten könne, in den Kleidern vom vergangenen Jahr in der Modewelt voranzukommen.

»O ja, Bobby geht's gut«, hörte er sie ein anderes Mal am Telefon sagen. »Er hat einen Ferienjob. Ach ja, eine kleine Arbeit in einem fürchterlichen Lagerhaus – du weißt schon, was Jungs im Sommer eben so machen –, aber es scheint ihm zu gefallen, und ich glaube, die Erfahrung wird von großem Nutzen für ihn sein ...«

Er nahm an, mit gemischten Gefühlen, dass er für das letzte Jahr nicht mehr in die Schule zurückkehren würde. Aber im September sagte sie, er solle sich nicht lächerlich machen. Er *musste* die Schule abschließen, es würde ihr das Herz brechen, wenn er es nicht täte.

»Aber schau doch mal: Was wirst du tun?«

»Schatz, ich habe es dir doch schon erklärt. Es muss sich demnächst etwas in der Modewelt ergeben, du weißt doch, wie sehr ich mich bemühe. Und sobald ich meine Skulpturen aus dem Lagerhaus holen kann, wer weiß, was uns nicht alles Gutes widerfahren wird. Verstehst du?«

»Ja, sicher, aber ich rede nicht von ›demnächst‹. Ich rede von jetzt. Wie willst du die Miete zahlen? Wie willst du Essen kaufen?«

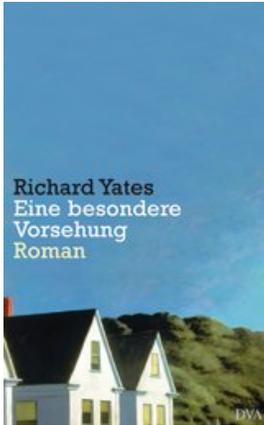
»Ach, das schaffe ich schon, das ist nicht wichtig. Wenn es sein muss, werde ich mir Geld *leihen*. Deswegen musst du dir keine –«

»Von wem? Und außerdem kannst du dir nicht immer weiter Geld leihen, oder?«

Sie blickte ihn ungläubig an, schüttelte langsam und lebensüberdrüssig lächelnd den Kopf und sagte dann: »Du klingst genau wie dein Vater.«

Der Streit dauerte Stunden, steigerte sich in immer neue Höhen vernunftloser Schrillheit, und nachdem er noch einmal und ausführlich von den unschätzbaren Kontakten, die sie mit Sicherheit auf tun würde, gehört hatte, wandte er sich schließlich gegen sie und sagte: »Ach, Schwachsinn.«

Und sie brach in Tränen aus, griff sich an die linke Brust, als wäre sie angeschossen, stürzte der Länge nach auf den Boden und riss dabei eine Achselnaht des Kleides auf, das angeblich ihrem Fortkommen in der Modewelt diene. Sie



Richard Yates

Eine besondere Vorsehung

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 400 Seiten, 12,5 x 20,0 cm
ISBN: 978-3-421-04331-3

DVA Belletristik

Erscheinungstermin: August 2008

Alice ist überzeugt, das Leben halte etwas ganz Besonderes für sie und ihren Sohn Robert bereit – als Künstlerin wird sie Anerkennung finden und ihr Bobby die Privatschule abschließen. Doch wie so oft kommt alles ganz anders als geplant...

Richard Yates, ein Meister der klaren Worte, spiegelt in »Eine besondere Vorsehung« aufs Neue mit lakonischer Schärfe die Schattenseiten des amerikanischen Traums.

Robert Prentice ist das Ein und Alles seiner Mutter Alice. Ihm, dem sie einst mit einer Statue ein Denkmal setzte, hat die Bildhauerin ihren bisher einzigen Kritikererfolg zu verdanken. Und mit seiner Hilfe – so viel ist sicher! – wird sie irgendwann künstlerische Anerkennung erzielen. Doch plötzlich steht sie allein da mit ihren Fantasien von einem glamourösen Künstlerleben, denn Robert meldet sich zum Militär und geht nach Europa, um auf den Schlachtfeldern des Zweiten Weltkriegs zu Ruhm und Ehre zu gelangen.

Eine herzerreißende Geschichte über eine von einseitigen Abhängigkeiten geprägte Mutter-Sohn-Beziehung und die Illusionen, die ein junger Mann sich über den Krieg macht – und gleichzeitig das Sittengemälde einer Gesellschaft, die von sozialer Härte und dem fruchtlosen Streben nach Idealen gekennzeichnet ist. Ein weiterer grandioser Roman von Richard Yates, »einem der wichtigsten amerikanischen Autoren des 20. Jahrhunderts« (FAZ).